

*Weil die Kirche ein Leib ist, stehen alle Glieder in engem Zusammenhang miteinander und müssen deshalb auch so einheitlich zusammenwirken, „daß nicht eine Spaltung im Leibe sei, sondern die Glieder füreinander gleich sorgen“ (1 Kor 12, 25). Indes handelt es sich bei der Kirche um Glieder, die freie Wesen sind, die gerade durch Christus zur Freiheit berufen sind, damit sie „durch die Liebe des Geistes“ einander dienen (Gal 5, 13).*

*Augustin Kardinal Bea †*

## Die Kirche vor der Probe der Einheit

Das Thema Einheit scheint im Augenblick nicht besonders gefragt. Gelegentlich drängt sich sogar der Eindruck auf, es habe in unserem gesellschaftlichen und religiösen Bewußtsein an Stellenwert verloren. Es scheint trotz mancher Deklamation nicht mehr vorrangige Handlungsnorm zu sein, weder im Leben der Nation noch in der internationalen Politik, weder, entgegen allem ökumenischen Anschein, im Verhältnis der Kirchen zueinander noch innerhalb der christlichen Kirchen selbst. Das Wissen um die grundlegende Einheit und Gleichheit zwischen den Menschen, den Kontinenten, den Rassen, den durch Bildung und gesellschaftlichen Status unterschiedenen Schichten prägt zwar mehr denn je das Bewußtsein. Doch um so deutlicher erweist sich dort die Zerrissenheit, wo das Mühen um Einheit am nächsten läge: zwischen benachbarten Völkern, zwischen auf einem Raum zusammenwohnenden Rassen, zwischen den an derselben Zukunft bauenden und an derselben Vergangenheit leidenden Generationen, zwischen den an denselben Aufgaben arbeitenden oder scheiternden Kirchen, zwischen den um dieselbe religiös-gesellschaftliche Wirklichkeit bemühten Denkrichtungen, Strömungen und Trends innerhalb der Kirchen. Der ursprüngliche Elan der Einigung der Völker Europas scheint längst zerflogen und begrenzten nationalen Interessen mit kaum verdecktem hegemonialem Anspruch gewichen. Die Nation, der auf Grund ihres politischen und wirtschaftlichen Potentials in besonderer Weise die Mitwirkung an der Einigung der Völker aufgegeben schien, droht an den eigenen inneren Gegensätzen und an den Folgen einer technischen Zivilisation zu zerbrechen, mit der das moralische Bewußtsein nicht Schritt zu halten vermag. Zur gleichen Zeit versucht ihr politischer und ideologischer Gegenspieler und gelegentlicher Komplize sein Imperium durch ideologische und militärische Vereinheitlichung nach außen abzuschirmen und durch vermehrte Aggressivität von den Fehlern des eigenen Systems abzulenken (vgl. ds. Heft, S. 582).

In dieser gesellschaftlichen Landschaft scheint für das Wort Einheit, trotz seiner zeremoniösen Feierlichkeit und des ideologischen Anspruchs, kaum Platz zu sein. Es drückt keine handfeste Realität aus. Es vermag nicht einmal

mehr die vielerlei Gegensätze, Spaltungen, Feindschaften, Rivalitäten zu verdecken. Die Tatsache, daß wir durch die technischen Kommunikationsmittel immer näher aneinander rücken, kann darüber nicht hinwegtäuschen. Wir nehmen zwar dadurch an Ereignissen aus den entferntesten Winkeln der Erde teil, als ob es unsere eigenen wären, und sie sind es ja auch geworden. Aber die Gemeinhaftung reicht auch dort, wo sie gewollt ist, über eine oft hilflose Geste der Solidarität, etwa gegenüber den Notleidenden in Vietnam oder der Hungersnot in Biafra, nicht hinaus. Oft verpuffen auch solche Gesten in Unkenntnis der örtlichen Voraussetzungen ungewollt ins Leere. Und selbst wo solche „telegene“ Einheit durch echte Gemeinhaftung wächst, steht sie in einem nicht zu übersehenden Kontrast zur teilweisen, aber sehr akuten Kommunikationsunfähigkeit im Nahbereich. Den Kontrast bilden nicht nur die Abstände zwischen den Rassen und hier wiederum nicht nur in dem für den heutigen Rassenkonflikt klassisch gewordenen Lande, den Vereinigten Staaten, sondern mit zunehmender Deutlichkeit auch in europäischen Ländern mit kolonialem Erbe. Und im mitteleuropäischen Bereich entwickelt sich immer deutlicher ein Nord-Süd-Konflikt eigener Art, das soziale Gefälle zwischen einheimischer Bevölkerung und Gastarbeiterschaft, wo diese, durch wirtschaftliche Verhältnisse erzwungen, zahlreich und in eigener Gruppierung in Erscheinung tritt. Was immer auch an völkerverbindenden Elementen nachgewiesen wird, es kann über solchen Kommunikationsmangel nicht hinwegtäuschen. Soviel Feierlichkeit das wachsende Einheitsbewußtsein bürgerlicher Alltäglichkeit wenigstens in unseren Breitengraden verleihen mag, die Gegenprobe aufs Exempel bilden die aus nicht überwundenen Gegensätzen und Integrations-schwierigkeiten sich bildenden Subkulturen von gesellschaftlichen Randsiedlern.

Verhält es sich im kirchlichen Bereich anders? Ist nicht gerade hier ein Rückgang des Stellenwerts der Einheit zu verzeichnen? Zunächst mag es nicht so erscheinen, jedenfalls nicht für die zwischenkirchlichen Beziehungen. Allerlei Binsenwahrheiten können es bestätigen: Noch nie war man sich der negativen Folgen der Kirchenspaltung so sehr bewußt geworden wie in den letzten Jahren.

Noch nie gab es hoffnungsvollere Zeichen für ihre Überwindung. Wenigstens alle christlichen Großkirchen sind heute von der Dringlichkeit der Frage erfaßt und zeigen wachsende Bereitschaft, sie in gemeinsamer Verantwortung zu lösen. Dabei mag man dahingestellt sein lassen, wieweit dieses veränderte Bewußtsein religiöse Wurzeln hatte oder primär dem veränderten gesellschaftlichen Kontext entsprang, in dem die neugewonnene gesellschaftliche Nähe auch die Distanz im Religiösen relativierte. Es waren ja auch Mißverständnisse sprachlicher, kultureller und gesellschaftlicher Art, die zur Spaltung geführt hatten. Diesen Kontext bedachte jüngst auch der „Osservatore della Domenica“ (16. 10. 68), als er aus Anlaß der Einvernahme des holländischen Dominikaners E. Schillebeeckx durch die Glaubenskongregation feststellte, nicht erst heute würden die Historiker anerkennen, daß schwerwiegende, wenn nicht irreparable Folgen daraus entstanden, daß man nicht recht verstand, was einst der Mönch von Eisleben in seiner Muttersprache sagen wollte. Deswegen sei es zu begrüßen, wenn ein bekannter Theologe (K. Rahner), der in der Lage sei, Sprache und Denken des Holländers besser zu verstehen, der Glaubenskongregation dessen Gedankengänge erläutere.

### *Selbsttäuschung in der Ökumene?*

Man kann aber das alles gelten lassen und dennoch fragen, was aus der Sehnsucht nach Einheit der Christen geworden ist oder daran ist zu werden. Niemand wird bestreiten, daß man sich nähergerückt ist, ein beträchtliches Stück sogar und rascher, als man vor wenigen Jahren noch vermuten konnte. Die Ökumene ist gewachsen, in die Breite jedenfalls und sicher auch in die Tiefe. Würde das römische Einheitssekretariat gerade jetzt im Zeichen des Abschieds seines ersten Präsidenten und eigentlichen Begründers, des soeben verstorbenen Kardinals Bea, Bilanz ziehen, es dürfte kaum an ermutigenden Zeichen fehlen. Mancherlei Hindernisse und Mißverständnisse sind weggeräumt worden. Das verdanken wir nicht nur dem Pontifikat Johannes' XXIII. und dem Zweiten Vatikanischen Konzil, sondern primär der ständigen mühsamen und gezielten Arbeit dieses Sekretariates und seiner nichtkatholischen Gesprächs- und Handlungspartner aus den Kommissionen des Ökumenischen Rates und den konfessionellen Weltbünden. Diese Arbeit ging nicht ohne Konflikte mit den traditionellen Behörden der Kurie vonstatten und kaum ohne Schwierigkeiten an höchster Stelle und auch nicht ohne fortbestehendes Mißtrauen von nichtkatholischer Seite.

Trotz immer wieder aufbrechender Konflikte (auch im Gefolge eines nur noch schwer vollziehbaren Einheitsverständnisses von seiten Roms) hat sich der Abstand zwischen den Kirchen verringert. Das Bewußtsein von dem, was die christlichen Kirchen trotz Trennung und gegensätzlicher Verfassung im Glauben gemeinsam haben, ist gewachsen. Daß die theologischen Gespräche dennoch langsamer vorangehen, als die offiziellen Kontakte zwischen den Kirchenleitungen glauben machen könnten, und daß die Kirchenleitungen selbst spontanen Demonstrationen zwischenkirchlicher Einheit eher skeptisch gegenüberstehen, mag nicht verwundern. Mancher außerhalb der Hierarchien wird diese Skepsis sogar teilen. Es könnte ja bei allem Drängen, das Gemeinsame sichtbar zu machen, auch sein, daß vollzogene Einheit (etwa durch Interkommunion) ohne genügende Vorklärung des jeweiligen theologischen Verständnisses der gemeinsam voll-

zogenen Realität dieser selbst nicht gerecht wird, Stufen überspringt, Klüfte nur verdeckt, aber nicht schließt. Der Papst hat eben erst vor solcher Überhastung eindringlich gewarnt (vgl. ds. Heft, S. 597).

Aber selbst wer solche Bedenken nur mit Vorsicht teilt, mag sich fragen, ob wir im Blick auf die angezielte Einheit, in unserer ökumenischen Betriebsamkeit nicht der Täuschung, womöglich der Selbsttäuschung unterliegen. Ist denn nicht irgendwo der Zug zur Einheit zum Stillstand gekommen? Wird nicht eher die Gemeinsamkeit als die Einheit betont? Besteht nicht die Gefahr, daß, je mehr Gemeinsamkeit bewußt und teils auch verwirklicht wird, wir das Fernziel, die Einheit selbst, aus dem Auge verlieren?

Dies kann auf verschiedene Weise geschehen. Durch ein unangemessenes Verständnis dieser Einheit, etwa dadurch, daß man zwar eine Einheitskonzeption, die in der Hinwendung zur hierarchisch verfaßten römisch-katholischen Kirche gipfelt, aus dem ökumenischen Sprachgebrauch eliminiert: Man setzt Einheit nicht mehr der „Rückkehr“ gleich. Man bleibt aber, wo man auch im Blick auf jede mögliche Form von Einheit Unverzichtbares festhalten zu müssen glaubt, dennoch einem Einheitsverständnis verhaftet, das mehr juristisch als sakramental und pneumatisch ist. Durch die Ekklesiologie des Konzils wurde ein solches Einheitsverständnis zwar im Prinzip überwunden. Die schlechthinnige Identität der Kirche Christi mit der römisch-katholischen Kirche (est Ecclesia Christi) wurde bereits in der Kirchenkonstitution durch ein „subsistit in“ eingeschränkt (vgl. Abschnitt 14). Wurde aber in der nachkonziliaren ökumenischen Praxis der katholischen Kirche dieser Einschränkung immer Rechnung getragen? Hier dürfte man der Selbstprüfung nicht ausweichen.

### *Einheit durch Spaltungen?*

Aber man kann die Einheit als Ziel auch auf andere Weise aus dem Auge verlieren. Man kann das Trennende unterschlagen. Diese Gefahr wird durch die in allen christlichen Gemeinschaften schwelende Grundlagenkrise vergrößert. Je mehr man innerhalb der eigenen Kirche über die theologischen Grundaussagen uneins ist, und je deutlicher sich diese Uneinigkeit in allen Konfessionen auf dieselben Grundaussagen bezieht, um so mehr scheinen die Gegensätze zwischen den Konfessionen an Gewicht zu verlieren. „Einheit durch Spaltung“, so wurde erst neulich ein kritischer Beitrag zur innerkirchlichen Auseinandersetzung in der katholischen und evangelischen Kirche von einem evangelischen Autor in einer katholisch orientierten Zeitung betitelt (H. Beckmann, im „Rheinischen Merkur“, 15. 11. 68). Wie die Spaltung quer durch die Konfessionen geht, so entsteht aus dieser Spaltung ebenfalls quer durch die Konfessionen eine Einheit der Richtungen. Aber ist dies auch schon ein realer Zuwachs an Einheit unter den Christen?

Der Zug zur Einheit kann auch noch auf anderen Wegen zum Stehen kommen. Das friedliche, größtenteils verständnisvolle, manchmal auch aufmerksame Nebeneinander der Kirchen ist schon selbstverständlich geworden. Man könnte sich jetzt fragen, ob nicht dadurch das Gute zum Feind des ökumenisch Besseren geworden ist. Zudem scheint solches freundliche Neben- und Miteinander in der amtlichen Aktivität der Kirchen noch etwas die Realität zu verstellen. Daß an der „Basis“ Gegensätze und Vorurteile weiterbestehen, kann jeder aus dem

Alltagsumgang mit konfessionsverschiedenen Gesprächspartnern bestätigen. Und trotz der Gemeinsamkeit der Krisen und Probleme nehmen Schrifttum und Theologie in beiden Konfessionen nur beschränkt voneinander Kenntnis: die evangelische Theologie von der katholischen sogar weniger als umgekehrt. Aber das Nebeneinander kann, je selbstverständlicher es wird, nicht nur die Wirklichkeit verstellen, wir können dabei auch das Ziel aus dem Auge verlieren. Das kann im Blick auf die Bibel sogar mit einem gewissen Recht geschehen. Spiegelt doch schon das Neue Testament als Glaubensdokument der Urkirche den einen christlichen Glauben in vielfältig verschiedener Weise und entzieht sich dadurch vereinfachender Harmonisierung. Aber wie neutestamentliche Bemerkungen über Irrungen und Spaltungen (vgl. Apg. 20, 29 f.) nicht ohne weiteres auf die nachreformatorischen Kirchen übertragen werden können (vgl. O. Karrer, „Einheit im Glauben“ in LThK, Bd. 3, Sp. 758), so kann die heute fortbestehende Spaltung auch nicht durch Berufung auf neutestamentliche Pluralität gleichsam gerechtfertigt werden. Dabei bestünde auch die Gefahr, daß der Sinn für Differenzierung schrumpft. Verwirklichung des Glaubens ist nicht ein gesellschaftliches Ziel neben anderen. Darum sind Kirchen als Glaubensgemeinschaften auch nicht Verbände oder Vereine neben anderen, die mehr oder weniger dasselbe tun, demselben gesellschaftlich relevanten Zweck dienen. Bei ihnen kann der Sinn von Einheit nicht gleichsam am Maß gesellschaftlicher Zweckmäßigkeit gemessen werden. Solches wäre nicht nur dem Sinn für Einheit abträglich. Es würde auch der Kirche als Sachwalterin des Glaubens und damit diesem selbst nicht gerecht.

### *Einheit innerkirchlich nicht gefragt*

Bleibt also Einheit schon auf dem Weg der Ökumene ein schillernder Begriff, so scheint er im innerkirchlichen Leben, im katholischen wie im evangelischen Bereich, noch stärker relativiert oder gar aus dem Blickfeld geraten. Andere Probleme und Parolen stehen weit mehr im Vordergrund. Man spricht nicht von kirchlicher Einheit, wohl aber viel von Kollegialität, von der Demokratisierung kirchlicher Lebensformen, von Strukturreformen, von innerkirchlicher Kritik, von der Beseitigung autoritärer Amtsführung, von der Legitimität und Notwendigkeit eines kirchlichen Pluralismus in Theologie, Liturgie, Frömmigkeit und Recht. Das Autoritätsproblem scheint die Einheitsfrage im Augenblick zu absorbieren. Sie kommt fast nur im Zuge negativer Abgrenzungen zur Sprache: in päpstlichen Warnungen vor kirchlichem Ungehorsam, schließlich bei denen, die über den wachsenden innerkirchlichen Pluralismus und das dadurch bedingte streitbare Klima erschrecken und Einheit offen oder eingestanden nur in der juristischen, liturgischen und politischen Geschlossenheit des Katholizismus des 19. Jahrhunderts verwirklicht sehen. Nur selten bricht sie gleichsam in Klammern durch, wie etwa in der jüngsten Erklärung des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken zu *Humanae vitae*. Dort wird am Schluß vermerkt: Die Fragen vieler Katholiken würden zwar aus einem echten Gewissenskonflikt gestellt. Sie stünden aber dennoch nicht im Widerspruch zur päpstlichen Autorität, sondern im Dienst einer tieferen Einheit mit ihr. Aber sonst bleibt die Frage im Hintergrund. Wer sie dennoch stellt, könnte eher als Störenfried empfunden werden. Dies mag auch kaum verwundern. Man hat ja eben erst begonnen, sich mit Hilfe des Konzils von Einheitsvorstel-

lungen zu befreien, die noch der Struktur der mittelalterlichen Gesellschaft entstammten. Sie hatten nicht nur wesentlich zur Entfremdung gegenüber den anderen christlichen Kirchen, sondern auch gegenüber der Gesellschaft als ganzer beigetragen. Man ist erst eben wieder daran, aus der neu und deutlicher gewonnenen Einsicht in die grundsätzliche Gleichheit aller Glieder der Kirche und in den Vorrang des gelebten Zeugnisses vor der abstrakt formulierten Lehre ein reicheres Verständnis der Katholizität der Kirche zu gewinnen.

Die Auseinandersetzung mit diesem Kirchenbild ist aber noch voll im Gange. Es gibt genügend Zeichen für seine Wiederherstellung, für eine Rückentwicklung hinter den Stand des Konzils in manchen Bereichen der Amtskirche. Man ringt noch um eine neue Einordnung der Autorität in die Gesamtwirklichkeit der Kirche, um kollegialere Formen des Zusammenlebens und Zusammenwirkens von Klerikern und Laien, von Hierarchie und Volk. Man ist noch voll damit beschäftigt, innerkirchlicher Vielfalt gegenüber überkommener strenger Einheitlichkeit zum Durchbruch zu verhelfen. Die innerkirchliche Diskussion scheint zudem mit den Folgen dieser wachsenden Pluralität ausgelastet, mit der Selbstgewöhnung an ein Diskussionsklima, in dem es aufbrechende Gegensätze auszuhalten gilt. Der Katholikentag in Essen war dafür ein besonders lehrreiches Beispiel. Die Einheitlichkeit hatte alles erleichtert, ersparte Auseinandersetzung, dispensierte vom Nachdenken, weitgehend auch von eigener Urteilsbildung in Glaubens- und Sittenfragen. Die Eindeutigkeit der Norm ist nun nicht nur eigenem Gewissensanspruch gewichen. Ihre Relativierung bedeutet zugleich die Verpflichtung zu ständiger Überprüfung eigenen Verhaltens, erfordert geläuterte Wahrhaftigkeit des Zeugnisses bei den Amtsträgern, aber auch bei den einzelnen Christen. Dieser Anspruch muß erfüllt werden in einer Situation, in der man auch bei der Formulierung christlicher Grundwahrheiten zu mehr Differenzierung gezwungen ist. Das erschwert das Gespräch zwischen Verkündendem und Hörendem, zwischen kirchlichen Amtsträgern und Gläubigen, zwischen Papst und Bischöfen, zwischen kirchlichem Lehramt und menschlicher Erfahrung, zwischen Theologen und Gläubigen verschiedener Denkrichtungen — im Extremfall zwischen „Erweckten“ und „Nichterweckten“. Die Auseinandersetzungen, die sich gegenwärtig innerhalb der evangelischen Kirche in Deutschland abspielen, der Streit zwischen traditioneller Gläubigkeit und der sog. kritischen Theologie veranschaulichen die Schärfe des Problems (vgl. ds. Heft, S. 562), ebenso der Gegensatz zwischen pietistischer Gemeindefrömmigkeit und dem von der politischen Eschatologie geforderten gesellschaftlichen Engagement. Dieser Gegensatz zeichnet sich in anderen Varianten (zugespitzt etwa in der kirchlichen Revolutionsideologie in Lateinamerika) auch im katholischen Bereich ab. Auch hier erleben wir eine deutliche Polarisierung theologischer Meinungen. Auch hier machen sich Verständigungsschwierigkeiten zwischen Theologie und Lehramt, aber auch zwischen den theologischen Richtungen immer deutlicher bemerkbar. Das ist unter den Gläubigen, aber auch unter den Theologen nicht nur sachlich, sondern auch psychologisch schwieriger geworden.

Auch davon lieferte der letzte Katholikentag einen Vorgeschmack, aber auch eine Gelegenheit, sich auf diesen Zustand kirchlichen Gesprächs einzüben. Aber schon bei dieser Gelegenheit wurde der Verlust der kirchlichen Einheit beklagt (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 509),

war von „Spaltung“ und „Schisma“ die Rede. Bestimmt also die Frage nach der Einheit doch den Hintergrund gegenwärtiger Auseinandersetzung? Und muß deshalb nicht auch das Autoritätsproblem mehr auf dem Hintergrund der Einheitsfrage gesehen werden? Ist schließlich nicht die Angst vor dem Verlust der Einheit Erklärungsgrund für die gegenwärtige Verhärtung kirchlichen Regierungsstils, die Ursache mancher Spannungen zwischen Rom und regionalen oder lokalen Kirchenleitungen? Klingt nicht in den päpstlichen Ansprachen über Autorität, kirchliches Amt, Gehorsam immer wieder die Sorge durch, der Anspruch auf innerkirchlichen Pluralismus könnte sich auf Kosten der Einheit ausweiten? Er könnte sich selbst auf die Glaubensgrundlagen ausdehnen und letztlich auch auf Kosten der Hoffnung auf die Einheit der Gesamtkristenheit in neuen Spaltungen enden. Hat nicht manche römische Entscheidung der letzten Zeit neben dem Hang zu traditionellem theologischem Denken und zur Überbewertung kirchlicher Autorität ihren eigentlichen Grund in der Sorge vor solchen Spaltungen? Wie anders könnten sonst päpstliche Mahnungen, wie in der letzten Ansprache Pauls VI. vor dem römischen Liturgierat, verstanden werden? Dort hatte sich der Papst nicht nur auf eine allgemeine Warnung vor liturgischer Eigenmächtigkeit beschränkt. Er machte den Bischofskonferenzen selbst den Vorwurf, sie würden nach eigenem Gutdünken manchmal weitergehen, als sich gezieme (vgl. den Wortlaut der Ansprache im „Osservatore Romano“, 16. 10. 68; dazu auch ds. Heft, S. 597). Nach Gutdünken würden oft Experimente durchgeführt und Riten zugelassen, die den von der Kirche festgesetzten Normen widersprechen. Steckt aber hinter der Art solcher Gehorsamsforderungen nicht zugleich noch ein Verständnis von Einheit, das durch das Konzil im Prinzip überwunden schien?

### *Romanität gleich Katholizität?*

Nicht zufällig wurde zur Einheitsfrage hier die Ansprache an den Liturgierat zitiert. Dort findet sich ein für manchen Leser zweifellos überraschendes Zitat eines italienischen Autors. In diesem wird festgestellt: wer sich nicht als Römer fühle, könne die Eigenheit und den Geist der Liturgie nur schwer voll verstehen. Die „Romanität“ sichere die ungebrochene Lauterkeit (*incorruptam sinceritatem*) des liturgischen Geistes. Das Zitat schließt mit dem bemerkenswerten Satz: „Die Romanität ist das Fundament unserer Katholizität.“ Solche Sätze müssen gewiß aus dem Kontext heraus verstanden werden, in dem sie gesprochen sind. Die zitierte Aussage bleibt also zunächst auf den Bereich der Liturgie und hier wiederum auf die Kirche des Westens beschränkt. Dennoch wird die Spannung zwischen einem solchen (liturgischen) Einheitsverständnis und der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums deutlich. Diese weist ja nicht nur dem Laien in der Liturgie wie im gesamten kirchlichen Leben eine aktivere Rolle zu. Sie rückte, wenn auch zögernd, auch die Lokalkirche wieder stärker in die Mitte. Kann Einheit in der katholischen Kirche dann noch vornehmlich nur juristisch, im Sinne gesetzlicher Einheitlichkeit, verstanden werden? Wie verträgt sich aber solche Einheitlichkeit mit einer legitimen Vielfalt an Formen und Auslegungen, die zur Entfaltung der Person und zur Dynamik der Gruppen gehören? Wie verträgt sich diese Romanität mit dem Vollzug der Liturgie als lebendiger Glaubensquelle der örtlichen Gemeinschaften? Steht hier die Einheit noch im Dienst des Glaubens, oder wird der Glaubensvollzug des

einzelnen und der Gemeinde in die Gesetzlichkeit einer abstrakten bzw. einer von regional bedingter Geistigkeit abstrahierten Universalität gezwängt?

Auf dem Hintergrund solcher Universalität, die vielfach nicht nur disziplinär, sondern auch theologisch verstanden wird, sind Vorgänge der letzten Zeit, wie die Prüfung des theologischen Werkes von E. Schillebeeckx, die Einwände gegen den holländischen Katechismus oder das Vorgehen gegen den Bischof von 's Hertogenbosch verständlich. Begibt man sich aber dadurch nicht der Möglichkeit, die Anliegen zu sehen, die hinter der Forderung nach größerer Mitsprache der Gläubigen und nach mehr Handlungsraum für die lokale und regionale kirchliche Autorität stehen? Wird hier der Schwerpunkt der Kirche vom Zeugnis der Ortsgemeinde, von der Eucharistie nicht in die universale Jurisdiktion des Papstes verlegt, die dann nicht nur als Garant, sondern eben (auch noch in seinen kulturellen und geschichtlichen Ausformungen) als Fundament der Einheit verstanden wird? Begibt man sich aber bei solchen Voraussetzungen nicht der Möglichkeit, zu sehen und zu beurteilen, was von unten her in der Kirche an Initiativkraft aufbricht? Werden nicht kirchliche Spontangruppen, wie sie gegenwärtig in verschiedenen Formen und unter verschiedenen Voraussetzungen überall entstehen, die aber von sich her schon in Gefahr sind, zu kirchlichen Randsiedlern zu werden, erst recht an den Rand der Kirche gedrängt? Würde das kirchliche Leben dann nicht zum Abbild der eingangs beschriebenen Krankheit der Kommunikationsunfähigkeit in der Gesellschaft?

### *Die Probe steht noch bevor*

Stellt sich also damit die Frage, wie kirchliche Einheit heute möglich ist oder verwirklicht werden muß, damit sie auch in Zukunft möglich bleibt, nicht mit besonderer Dringlichkeit? Wie aber soll diese Einheit konkret aussehen? Sie kann auf jeden Fall nicht juristisch ein für allemal festgelegt werden. Was aber in nächster Zeit theologisch und kirchlich geleistet werden muß, ist die Öffnung innerkirchlicher Strukturen, damit die unverkennbare Dynamik von unten sich innerhalb der Kirche entfalten kann und nicht in kirchenfremde Aktivitäten abgedrängt wird. Erst dann erhält die Amtskirche die Möglichkeit der Einwirkung und Lenkung, der Festigung oder nötigenfalls auch der Korrektur. Der Rahmen der vorgegebenen kanonischen Normen und die davon geprägte kirchliche Verwaltungsmentalität reichen dazu nicht aus. Die Reform des kanonischen Rechts erweist sich gerade deshalb als eine besonders drängende Aufgabe. Dies gilt nicht deswegen, weil der gegenwärtige Erneuerungsprozeß vornehmlich nur an juristische Lösungen gebunden wäre. Doch wird sich erst daran erweisen, welche Bereitschaft zu echter Katholizität universalkirchlich besteht. Wie immer diese Reform aussehen wird, sie kann nicht in einer bloß äußeren Anpassung an die heutigen Lebensformen bestehen ohne Überprüfung der Prinzipien, die die kirchliche Einheit juristisch regeln. Die Gemeinden, die Diözesen, die Kirchen in den verschiedenen Ländern in ein und demselben Kultur- und Sprachbereich bedürfen bei der Gestaltung des religiösen Lebens der Eigeninitiative und nicht nur der Anpassung kirchlicher Einheitsgesetze. Sie können bei sachgemäßer Beratung zuerst überblicken, welche Entscheidungen zu fällen sind. Ideale normklarer Einheitlichkeit mögen legitim sein, sie setzen sich aber meist nur auf Kosten der Einheit selbst durch. Aus der Geschichte der Kirche wissen wir, daß

nicht nur Protest von unten und latente Neigung zur Häresie, die gewiß nicht auszuschließen ist, zur Spaltung führen, sondern auch ein verengtes Verständnis der Einheit selbst. Das Ergebnis für die Christenheit wäre dann in der Tat höchstens eine gewiß unbeabsichtigte „Einheit durch Spaltung“. Dies wäre, auch wenn sie nur latent vor

sich ginge, nicht nur ein schwer korrigierbarer Bruch im Innern der Kirche. Sie brächte auch die Ökumene zum Stillstand und nähme den Kirchen die Möglichkeit, selbst zur Überwindung der neu aufbrechenden Spaltung in der Gesamtgesellschaft zeugnishaft beizutragen. Die Probe steht gewiß noch bevor.

## Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

**Vollversammlung des französischen Episkopats**

Vom 2. bis 7. November fand in Lourdes die jährliche Vollversammlung des französischen Episkopats statt. Sie stand wie die

letzten Male unter dem Ehrenvorsitz des Präsidenten der Bischofskonferenz, Kardinal J. Lefebvre (Erzbischof von Bourges). Geleitet wurde die Versammlung vom Vizepräsidenten der Konferenz, dem neuen Erzbischof von Paris, F. Marty, der als geschäftsführender Vorsitzender von der Vollversammlung gewählt wird und die eigentliche präsidiale Spitze des Episkopats bildet. Diese etwas schwerfällige Konstruktion entstand noch während des Konzils, als sich der französische Episkopat als einer der ersten nach neuem „konziliarem“ Statut konstituierte. Sie erweist sich bereits jetzt als wenig praktikabel, weil etwa zu einer möglicherweise im nächsten Jahr stattfindenden Außerordentlichen Bischofssynode, der nur von den Kardinälen bestellte Präsident und nicht der vom Gesamtepiskopat gewählte (geschäftsführende) Vizepräsident entsandt werden müßte (vgl. R. Laurentin im „Figaro“, 26./27. 10. 68).

Neben den Bischöfen nahmen sechs Ordensprovinziale (der Franziskaner, der Kapuziner, der Dominikaner, der Jesuiten, der Fils de la Charité und der Schulbrüder) an der Vollversammlung teil. Eine weitere „Auflockerung“ lag im Stil der Berichte wie in der größeren Annäherung der Ansatzpunkte an die Basiswirklichkeit. P. J. Schmitt, Bischof von Metz, formulierte es so: „Wir tendieren zu sehr dahin, die heutige Welt mit der Brille von Bossuet oder Pascal sehen.“ Dieses Jahr müsse darauf geachtet werden, daß das, was die Hierarchie „sagt“, auch dem entspreche, was das Volk Gottes „erfährt“. „Wir müssen von einer indoktrinierenden zu einer bekennenden Kirche werden.“ Neu war auch die Aufteilung der Arbeitssitzungen der Bischöfe in kleine Gruppen nach drei Kategorien: den ständigen Bischöflichen Kommissionen (Familie, Arbeiter, Schulen usw.), nach apostolischen Regionen und nach freien Gruppierungen.

Der klar in zwei Teile gegliederte Ablauf der Konferenz umfaßte im ersten Teil die Referate von drei Laien und einer Ordensfrau, das Referat über fünfzig schriftliche Erfahrungsberichte, vorgetragen von Bischof H. Gufflet, sowie die drei Vorträge von Weihbischof G. Matagrín („Der heutige Mensch vor seinem Schicksal“), Erzbischof A. Pailler („Das Heil in Christus“) und Bischof P. J. Schmitt („Für eine Kirche, welche Christus in der heutigen Welt sichtbar macht und bekennt“). Bischof Gufflet wies in seiner Zusammenfassung der Umfrageergebnisse auf die Hindernisse hin, auf die die Kirche bei den Arbeitern stoße: die geringe Attraktivität der Christen, die Vorstellung von einer auf Machtausübung bedachten abgesonderten Hierarchie, die gegenwärtige Struktur der Kirche und ihre geschichtlichen Hypothesen.

Weihbischof Matagrín gab eine positive Analyse der Studentenunruhen, des Säkularisationsprozesses, des Atheismus und Strukturalismus und wies auf die Notwendigkeit einer Klärung der Beziehungen zwischen Glauben, Metaphysik und Wissenschaft hin. Die Kirche müsse sich mehr auf die Zukunft einstellen. „Das Heil in Christus“ sei weder politisch noch kosmisch, noch auch moralisch. Der Glaube dürfe nicht in eine Ideologie dieser Welt umgebogen werden, womit er auf die Gefahr des sog. „Horizontalismus“ hinwies. Er setzte sich ebenfalls von der in Frankreich „vulgarisierten“ Gott-ist-tot-Theologie ab. Da das Christentum keine Religion unter anderen sei, müsse es sich von „magischen und abergläubischen Erscheinungsformen“ frei machen. Die Autonomie der innerweltlichen Sachbereiche lasse auch keine sog. „kirchliche“ Soziallehre oder „christliche“ Philosophie mehr zu. Bischof P. J. Schmitt forderte eine theologische, spirituelle und institutionelle Erneuerung, vor allem müsse das Wort Gottes — ohne unbesonnene „Entmythologisierung“ — von kulturell bedingten Vorstellungen gereinigt werden.

Der von der Vollversammlung verabschiedeten Stellungnahme zu *Humanae vitae* gingen acht Textentwürfe mit insgesamt 550 Verbesserungsvorschlägen voraus, von denen 494 vor Beginn der Konferenz eingearbeitet werden konnten. Damit wurde nur bestätigt — was auch anderweitig bekannt war —, daß die Meinung der französischen Bischöfe in dieser Materie keineswegs einheitlich ist. Das verabschiedete Dokument ist vornehmlich pastoral ausgerichtet und vermeidet eine Stellungnahme zum in der Enzyklika vorausgesetzten Naturbegriff. Es akzeptiert die grundlegende These der Enzyklika, daß jeder eheliche Akt auf die Weitergabe des Lebens ausgerichtet bleiben müsse, bejaht aber (wie die Enzyklika) das Prinzip der verantwortlichen Elternschaft. Den darin liegenden Widerspruch sucht es durch die Unterscheidung zu überwinden, daß „Empfängnisverhütung zwar immer eine Unordnung, aber nicht immer schuldhaft ist“ („La Croix“, 10./11. 11. 68). Bei einer „Pflichtenkollision, bei der in der zu treffenden Entscheidung ein Übel nicht vermieden werden kann, empfiehlt die traditionelle Moral, sich vor Gott darüber klarzuwerden, welches die größere Pflicht ist“ (vgl. auch *Humanae vitae*, Abschnitt 14). Der persönlichen Gewissensentscheidung wird deutlich der Vorrang gegeben, mit den Lehrgrundlagen des Rundschreibens setzt sich die pastorale Erklärung jedoch nicht auseinander. Offensichtlich suchten die Bischöfe zwei Klippen zu vermeiden: die Autorität des Papstes irgendwie anzutasten und ein in der Kirche noch privilegiertes Naturrechtsverständnis in Frage zu stellen und andererseits (aus vornehmlich pastoralen Erwägungen) den Gebrauch künstlicher Verhütungsmittel schlechthin auszuschließen.

Kritisiert wurde an der Erklärung vor allem, daß sie die